

Das Telegramm.

Von Robert Jacques.

Was stellte der alte kleine und etwas schmutzige Mensch am Schreibpult des Telegraphenamtes an? Er schrieb ein Formular nach dem andern, schon ein zerknülltes, und nahm ein neues an, bis die Spitze des Federkiels zu einem Pinsel und schluchzte dazwischen einmal auf, als ob er eine Stugel aus den Lungen herausraufen müßte. Rund um ihn breitete sich eine flüchtige und beschriebene und zerknüllte Telegrammenformulare aus, eine wahre Papierflut, und der kleine grauhäutige Alte legte sein merkwürdiges und unverständliches Wert fort.

Das ging so weit, daß der Hausknecht, der mit einem Formular inmitten des Rudels der Wartenden bislang vergebens am Schalter gestanden hatte, jagt auf die Scheide pochte. Der Beamte fuhr hinter einem dicken Journal auf, wie aus einer andern Welt heraus, rief mit Schiefenfenster in die Höhe und schnauzte: „Was wollen Sie?“

Statt zu antworten: „Ein Telegramm aufgeben!“ zeigte der Anecht auf den sonderbaren Alten und sagte: „Er hat schon wenigstens dreißig Depeschen so zerknüllt!“ Der Beamte bemerkte kurz angebunden: „Es steht nicht in meinen Instruktionen, ihm das zu verbieten!“ Das Fenster schob wieder zu, wie ein griechisches Maul, das einmal heftig gegähnt hat, der Beamte, der Anecht, das Rudel der mit den Depeschenformularen in der Hand Wartenden, der ganze Raum fielen wieder in die träge Erstarrung, die von dem leeren Sonntagnachmittag - Platz vor den Fenstern, um den räumliche Kauerneubauten und dirnenhaft herausgehobene Lokale sich aufreihen, in den Telegraphenraum strömte. Es war ein drücker Augusttag ohne die geringste Bewegung in der Luft.

Nur der grauhäutige Alte schrieb mitten in dem verschlafenen Brüten fieberhaft neue Formulare, lehnte sich tief nieder, zerbiß den Federkiel und fraß ihn immer weiter auf, las und schluchzte dazwischen einmal hart auf, wie ein Tier, das einen Fußtritt bekam, knüllte das Formular zusammen und schob es weg. Seine Hand bebte sofort über einem neuen. Sie bedeckte es langsam mit feinen Zeichen, immer nur eine Reihe, die von den Wartenden mit reger Neugier als eine unordentliche aufgereichte Kette von verschmierten Tintenleihen angesehen wurde. Der Hausknecht gab seine Vorzugsstelle auf, die bisher freilich illusorisch gewesen, weil der Beamte noch immer hinter seinem großen Buch saß und den Telegraphenbrakt seines Zwedts entzog; er näherte sich behutsam dem Alten, als ob er ihn ertappen wollte. Aber der merkte die Neugier. Er schob seinen breiten Büdel weit über das Pult und ründete ihn wie das Schild einer Schildkröte abweichend vor dem Fremden über das Geheimlich seiner Schreiben. Kenglich raffte er die zerknüllten Formulare zusammen und schickte sie in einem Haufen auf, der wie ein Wall das Formular umgab, das er eben beschrieb.

Da kam ein Offizier herein. Er wollte sich hinten anstellen. Aber das Schalterfenster schraubte wie auf ein Kommando in die Höhe, eine Hand griff heftig draus herout und entzog der Hand des Majors das lechzende und mit Warten besetzte Formular. Das Fenster klappte zu. Dieser Laut zog den Hausknecht mit einem Sprung wieder an sein Vorzugsstelle am Schalter zurück. Der Offizier entfernte sich. Es entstand eine Bewegung in der träge erhabten Schar der Wartenden. Einige äußerten Ungeduld. Man klopfte ans Fenster, machte heftige, mißbilligende Bemerkungen, und der Beamte war gezwungen, sich seinem Amt, dem Perilikum und dem Weltverkehr zu überliefern, was er ohne Grazie tat.

Darob vergaß man den Alten. Doch der hatte mit einem plötzlichen Entschluß das letzte Formular, das er gerade beschrieb, vom Pult gezogen, drückte sich heimlich und schau sich durch bis er am Schalter stand. Alle waren neugierig auf ras, was er bringen sollte, und duldeten, daß der Sonderliche sich vorbränge.

Als er am Schalter stand, war er betört aufgeregt, daß er sein Formular, das er so sorgsam vor dem Hausknecht geheim gehalten hatte, ganz vergaß und es allen Blicken und der Neugier offen zur Verfügung stellte, indem er es auf das Brett vor sich legte und in seiner Börse nach Geld suchte.

Da lasen die, welche um ihn standen, das Telegramm. Es stand drauf: „Geschmühter Haberle, Saargemünd. Kommt gleich. Mutter hat sich.“

Dann folgten sieben schredhafte plumpe Striche, die sich jedesmal halb aus der Wagerechten verzweifelt aufrichteten. Zum Schluß stand als Unterschrift: „Vater.“

Aber es war solch eine heife, träge Sommerhülle, in der man zu allen anderen Dingen, als zu tragischen

Kombinationen aufgelegt war. Nur der Hausknecht, der inzwischen sein Telegramm aufgegeben hatte, faltete die zusammengeballten Formulareteam Pult des Alten auf, während der Mann in der Schar eingeschlossen war.

Die andern aber lachten nur über die ruhelose Hast, mit der der Alte dem Beamten statt des Formulars ein Fünfsigppennigstück hinschob, als von ihm das Fenster aufgegangen war und dieses plötzliche Gesicht in dem Loch ihn wie eine verhängnisvolle Macht vor die entsetzliche Entscheidung stellte. Denn der Alte mußte doch seinen Kindern das suchtkare Geheimnis mitteilen, ohne es der entweichenden Fremdheit des Telegraphenamtes preiszugeben. Er hatte sein Hirn germaßen lassen von seinen kleinen neben Gedanken, um die Form zu finden, durch die er dieses Doppelte erreichen könnte. So hatte er Formular über Formular beschrieben und war zum Schluß auf die Fassung zurückgekommen, auf die er zuerst gefallen war, auf diese einfache, schwerfällige Fassung, in der sein kumpfes Leid menschlich zu erkennen stand, wie eine nackte Seele, die nicht mehr zu sprechen braucht, um sich zu verraten.

Der Beamte griff rasch und ungeduldig über das Fünfsigppennigstück hinweg zu dem Papier und rief es zu sich hinein. Das Papier knitterte ein wenig. Er legte es vor sich und schlug es mit dem Rücken der Hand glatt. — Der Alte erschraf. Mit feierlichen Augen folgte er dem Gebärden des Beamten. Der schaute streng auf das Papier, hob dann den Kopf und sagte, indem er auf das beschriebene zeigte: „Was wollen Sie denn damit? Das kann ich doch nicht weiterradiographieren! Was sollen diese Striche?“

Der Alte stammelte. Er brachte den Satz nicht zusammen. Er wollte doch nichts verraten.

Er stotterte etwas von: „... sich denken!...“

Doch der Beamte hielt ihm unerbitlich entgegen: „Ich bin nicht hier, um mir etwas dabei denken zu können, sondern um zu telegraphieren!“ Er schob das Blatt wieder hinaus, warf das Fünfsigppennigstück drauf und befaß: „Der Nächste!“

Der arme alte Mann trat ganz gebückt durch die Menge der Wartenden zurück und ging wie ein Blinden in dem unheilvollen Injunkt an das Pult. Der Hausknecht faltete noch immer Formulare auseinander. Aber das sah der Alte nicht. Er nahm den halb aufgeschlossenen Federkiel und stellte die Spitze aufs Formular. Es kam ihm vor, als ob er an einem furchtbaren Angelhaken selbigeissen läge. Wie sollte er es beginnen, das schredliche Geheimnis seinen Kindern mitzuteilen, wo er sich nicht darüber eins werden konnte, es dem andern dort hinter dem Fenster auszuliefern. Er begann wieder Formulare zu beschreiben und wegzumerfen, weiter am Federkiel zu essen und sein Hirn zu massieren.

Schließlich legte er sich übers Pult, und als wieder das häßliche, einmal aufstönende Schluchzen kam, ließ er es nicht aus sich heraus, sondern begann zu weinen. Mit kleinen, harten Schlägen trieben die Tränen aus seinen Augen. Der Schweiß des schweißigen Augustmittags mischte sich in die Tränen und beides floß aufs Formular nieder und löste die schwerfällig sich gerade haltenden Buchstaben in die Schattenspannungen von verzinnten Bäumen, Tieren und Blumen auf. Dann erob sich der Alte und ging gebückt und gemortet aus dem Amt hinaus auf den prall glühenden Platz. Das letzte Formular blieb auf dem Pult liegen und ließ die zerflossenen Tintenrunnen seines harten Leids, Fremden unverständlich, in den trügen Raum leuchten.

— Darum auch. Zivillist (zum Wachtmeister): Warum mag wohl jener Gaul dem Retrunen immer um den Kopf herum schnuppern? Wachtmeister: Sicherlich mittelt er Stroh!

— Auf Urlaub. Frau: Un glaublich, wie du dich in den acht Monaten verändert hast, Wilhelm! Mann: Nicht wahr? Ich bin in Ehren — selbgrau geworden.

— Ein Entgleiser. Ursprünglich hatte er ganz richtig auf der Universität studiert, aber es ging ihm dabei nicht besonders. Und als Fleck an die verschiedenen Hürden der vorgeschriebenen Prüfungen geriet, kam er ins Straucheln; anders ausgedrückt: er rasselte wiederholt schwer durch. Da warf er sich auf die Geheimwissenschaft, wurde Wahrsager und wollte auf astrologischem Wege Geld verdienen. Aber die Behörden sind gegen die Wahrsager, und im Laufe der zahlreichen Prozesse gegen die dumme Junst wurde auch Fleck auf die Kollagebant gesetzt. Sein Verteidiger gab sich alle Mühe, um den Mann reinzuwaschen: „Da stehen die Entlohnungszeugen, die ich geladen habe, lauter Hochschulpromessoren, die ihn geprüft haben. Und alle diese Gelehrten werden bestätigen, daß mein Klient im Laufe langer Examina nicht ein einziges Mal wahr gesagt hat!“

Tasche und Taschentuch.

Die heutige Frauenkleidung hat mit der altgriechischen und altindischen das gemein, daß ihr die Taschen fehlen. Aber während unsere Frauen das Taschentuch in dem Handtaschen bei sich tragen, kannten die Frauen im alten Griechenland und Rom das Taschentuch überhaupt nicht. Zwar trugen sie bei festlichen Gelegenheiten lange Tücher, benutzten sie aber nur zum Winken und Zujubeln. Wozu hätte man auch ein Taschentuch gebraucht? Galt doch das Schmeuzen der Frauen als ein Verstoß gegen Anstand und gute Sitte, und selbst Männer durften es bei festlichen Gelegenheiten, wie im Tempel, im Theater u. s. w. nicht tun; nur im Geschäft und bei Gastmählern, wo Frauen nicht zugegen waren, erschien das Schmeuzen der Nase erlaubt. Jungen Mädchen und Frauen konnte häufiges Schmeuzen, konnte die Reinigung zum Schmeuzen direkt gefährlich werden. Der bekannte Historiker Vöbinger schreibt darüber: „Die Nase eines Mädchens, die des Taschentuches öfters bedurft hätte, wäre allein schon imstande gewesen, alle Liebhaber zu verschrecken und Männer schrieben sich deswegen von ihren Frauen, weil diese sich oft schmeuzen mußten.“

Der Liebhaber sprach von seiner „puella ficca“, seinem „trockenen Mädchen“. Eine mehr trodene Konstitution, der schlante, fehrne Körper, galten damals schon als Zeichen der Gesundheit. Nun sind ja heutzutage die ästhetischen Anschauungen andere wie im Altertum; das geräuschvolle, laute Schmeuzen bei Tisch, in der Gesellschaft, im Theater gilt zwar als unseiner, und die Notwendigkeit, das Taschentuch häufig benutzen zu müssen, wird überall als etwas Unangenehmes empfunden, ob aber heutzutage die „feuchte Nase“ einen Liebhaber verschrecken würde, ist doch sehr die Frage, und als Scheidungsgrund dürfte häufiges und zu lautes Schmeuzen kaum mehr in Frage kommen.

Worauf ist die reichliche Absonderung der Nasenschleimhäute in der Hauptsache zurückzuführen, und wodurch haben es die Frauen des Altertums verstanden, die Nase für bestimmte Zeiten trocken zu halten? Reichliche Aufnahme von Flüssigkeit verstärkt die Absonderung aller Drüsen, auch der Schleim- und Schweißdrüsen. Daher besteht bei Leuten, die viel Flüssigkeit zu sich nehmen pflegen, eine Neigung zu feuchter Nase, während man umgekehrt einen beginnenden Schnupfen zum Verschwinden bringen kann, wenn man ein bis zwei Tage durstet. Schon der alte Kirchenvater Clemens von Alexandria ist der Ansicht, daß die Ursache des vielen Spudens und Schmeuzens im Trinken liege, daher ermahnt er seine Gemeinde, die Flüssigkeitsaufnahme zu beschränken. Die stillende Frau trinkt mehr wie sonst, um reichlich Milch zu haben, während sie beim Entziehen des Trinken möglichst vermeidet. Wer viel trinkt, schwitzt viel.

Im Altertum nahmen die Frauen nicht so viel Flüssigkeit zu sich, wie es heute in Form von Kaffee, Thee, Bier u. s. w. geschieht. Den Durst stillte man mit reichlich vorhandenen Früchten; dazu kamen das warme Klima, die leichten Gewänder, der Gebrauch der Luftbäder und das regelmäßige tägliche Baden, den mangelhafte und unterdrückte Hauttätigkeit bewirkt eine Ueberlastung der Schleimhäute im allgemeinen und der Nasenschleimhaut im besonderen und macht die Nase feucht. Geringe Flüssigkeitsaufnahme und gute Hautpflege bewirken eine ausgiebige Tätigkeit der Haut, entlasteten die Schleimhaut und machten das Taschentuch entbehrlich.

Prüfung des Honigs. Um festzustellen, ob der Honig echt oder befallt ist, nehme man einen Eßlöffel voll, gieße diesen in ein kleines Fläschchen, füge drei Eßlöffel Weingeist (oder auch gewöhnlichen Brennwein) hinzu und schüttle das Ganze eine Zeit lang hart. Wenn sich dann nach kurzer Ruhe in dem Fläschchen ein trüber und weißer Bodensatz bildet, so kann man sicher sein, daß der Honig mit Glucose verfälst ist. Reiner Honig löst sich dagegen ganz in Weingeist auf. Der Honig von Kornweizen erzeugt in der weingeistigen Auflösung einen ganz schwachen Niederschlag von Dextrin.

Eigelb frisch zu erhalten. Eigelb, das der Luft ausgesetzt ist, wird rasch vertrocknet. Wenn man es jedoch in ein Glas kaltes Wasser fallen läßt, wird es mindestens zwei Tage frisch bleiben. Versalzene Eßsen. Wenn man zu viel Salz an das tockene Eßsen getan hat, spannt man ein Tuch dicht über den Topf, bestreut dieses mit Mehl und läßt dann den Inhalt des Topfes abdampfen. In ein paar Augenblenden wird das Mehl das überschüssige Salz ausgefogen haben.

Scherzfrage. Warum sind die Diebe klüger als die Verzele? „woq ipnqz qj qj qjz wqnoq wq qwq wqjz qzqqz qj qwq“

Die Schönheit des Weibes.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Frauen es gern hören, wenn man die weibliche Schönheit als wunderbare Macht preist, vor der sich die Männer willig beugen. Das ist sie ja auch in der Tat; daher der tiefe Sinn des schönen griechischen Mythos, der die Aphrodite aus dem Meere emportauschen läßt. Die Schönheit des Weibes ist ja so geheimnisvoll wie das Meer, bei ihrem Anblick weht es uns so erfrischend und lebend an wie beim Anhauch der heiligen Salzluft. In der Schönheit des Weibes liegt aber auch ein ausgleichendes Moment der Gerechtigkeit oder vielleicht ein schlaues Kunstgriff der Natur, die hierdurch den Frauen eine ausgiebige Waffe verleiht.

Mit welcher schon dem Hochgefühl muß sie schon das Bewußtsein durchschauern, daß ihr Erscheinen allein Beachtung, Aufsehen erregt, daß sie durch einen Blick, durch ein lautes Lächeln beglücken kann, daß demüthende Augen sie umtreifen! Man kann es wohl bezweifeln, daß ein jo ernster Schriftsteller wie Jules Lemaitre, ein Unsterblicher der französischen Akademie, eines Tages auf die Rundfrage: „Was möchten Sie am liebsten sein?“ schlanweg antwortete: „Eine schöne Frau, weil sie Freude ausstrahlt, die einem Mann für alle Zeiten verschlossen sind.“ Das ausgleichende Moment der Gerechtigkeit, das der weiblichen Schönheit anhaftet, offenbart sich aber in einer anderen Beziehung noch viel nachdrücklicher. Die alten Märdhen des Orients ergötzen von Kalifen, die im Handwender Bettler zu der Würde von Großveziren erhoben. Die weibliche Schönheit vermag auch in unserer Zeit derartige Märdhen zu weben. Wie einstmals in Frankreich jeder gemeine Soldat in seinem Korinthe den Marschallstab trug, so besitzt ein Mädchen auch aus einer sozial niedrigen Stufe in seiner Schönheit die Zauberkräfte, die ihm den Zutritt zu den höchsten Gesellschaftsklassen eröffnen.

Aber jo reich auch unsere weibliche Schönheitsgalerie sein mag, so gibt es doch auch Frauen und Mädchen, deren Reiz nichts Anziehendes hat, die der sieghafte Erfolg ihrer schönen Schwestern nachdenklich und traurig stimmt und die es schmerzlich empfinden, wenn sie Dichter und Schriftsteller das Loos der weiblichen Schönheit unermüdlich singen und ihre siegreichen Erfolge rastlos preisen hören. Sind aber diese andern wirklich so belanglos, wie es der Anschein hat? Ist ihr Dasein verpflucht? Ist ihnen jede Lebensfreude verweigert? Wohl kaum! Denn die Natur, die jo unerbittlich und grausam, ist doch auch gütig und weise. Sie schlägt mit der einen Hand Wunden und heilt sie mit der andern. Es ist denn auch ein gar kluges Mittel, das sie anwendet, um die andern, die sie entsetzt hat, mit ihrem unumwandelbaren Gesicht zu verjöhnen. Da steht ein unehliches Weib vor dem Spiegel und betrachtet prüfend ihre Gesicht, ihre Gestalt. Das Ergebnis ist niederdrückend. Ihre Stirn ist finstler gerunzelt. Eine Träne verbundet ihren Blick. Auf einmal sieht ein Lächeln um ihre Lippen, und ihre Augen leuchten auf. Sie hat etwas Reizendes an sich entdeckt, etwas, das mächtig genug ist, einen Mann anzuloden. Es ist dies mitunter ein trügerischer, aber dabei doch trösender Wahn, der ihre Augen umflirt. Zuweilen entspringt dieser Wahn aber auch der sehr richtigen Empfindung, daß die Liebe keineswegs ausschließlich von der Schönheit abhängt. Wie dieses Gefühl leimt, wie es wächst, wie es zur Leidenschaft answächst, das ist ja eines jener Geheimnisse, die der seelenkundige Poet nicht zu enthüllen vermag. Oft sind es ja scheinbar unwesentliche Momente — ein eigener Klang der Stimme, ein seelenvoller Blick, ein trillerndes Lachen, ein Wangenröthen — aus denen die Liebe jene Binde weht, die die Wirklichkeit mit einem idealen Schimmer verflücht. Wir spüren anmutige Eigenschaften auf, die für jeden andern unverständlich sind. Das häßliche Weib ist auf einmal durch die Gaultkünste untrer Phantasie verwanbelt. Es erscheint uns viel liebenswürdiger und viel begehrenswerter als jene, deren lodende Reize in die Augen stechen.

Es bedarf zu dieser Metamorphose nicht einmal des Zaubertranks der Liebe, der uns befähigt, in jedem Weib eine Helena zu erblicken. Auch wir, von keinem leidenschaftlichen Gefühle bewegt, mit stillem Gleichmut die Frauen betrachtet, wird dann und wann Häßlichen begegnen, die so interessant und pilant, so reizend und aufreizend sind, daß sie viel tiefer wirken als die normale Schönheit. Und schließlich gibt es ja auch eine Schönheit, welche die Franzosen „Beauté du diable“ nennen und die aus der ungetrockneten Kraft und Feische der Jugend erblickt. Es waltet also auch eine Gerechtigkeit für die Häßlichen. Sie besitzen ihre eigene Schönheit.

Die tägliche Bedarf an Lebensmitteln (Fleisch, Milch, Brot, Speereien) soll in Bücheln eingetragenen und täglich nachgesehen werden. Almonatlich erfolgt die Abrechnung und Auszahlung. Auf diese Weise wird jede Hausfrau die Ueberflucht über den Geldverbrauch gewinnen.

Die täglichen kleinen Einkäufe, z. B. Gemüse, Obst, Butter u. s. w., sollen von der Köchin sofort nach dem Rückkehr vom Markte in einem eigenen Bücheln eingeschrieben und mit der Hausfrau verrechnet werden. Dadurch verhindert man, daß etwas vergessen oder unrichtig notiert werde. Wird dies veräumt, so leidet der Eine oder andere Teil Schaden; meistens die Hausfrau. Von Wichtigkeit ist es zu wissen, zu welcher Zeit bestimmte Einkäufe gemacht werden, z. B. für Kohlen und Holz die Monate Mai und Juni, sofern man g genügend Raum zum Speichern hat; für Nachbeschaffungen an Wäsche sind die Monate Januar und August die passendsten, weil die Wäsche in dieser Zeit besondere Räumungsverkäufe haben. Im Sommer, je nach der Reifezeit, ist Obst einzufrieden, Gemüse zu präferieren. Jede Hausfrau sollte sich das Sprüchwort: „Mit vielem häit man aus, mit Wenigem kommt man aus“ vor Augen halten; denn selbst der Besitz eines großen Vermögens wird gefährdet durch Verschwendung, Großtun, Puffsucht und unvernünftige Wirtschaft. Dagegen kann durch vernünftiges Mahhalten ein kleines Einkommen am Jahresabschlusse mit einem Ueberschusse schließen.

Der ideale Haushalt.

Ueber die richtige Führung eines Haushalts plaudert eine deutsche Hausfrau:

In einem geordneten Haushalt sind Reinlichkeit und Ordnung unerlässlich. Sie sind systematisch zu handhaben und den hierzu nötigen Drill hat die Hausfrau zu beforzen. Ist es durch denselben endlich gelungen, dem Dienstpersonal klar zu machen, daß z. B. jeder Gegenstand an seinem, für alle Male bestimmten Plage zu finden, kein Wäsche- oder Kleidungsstück beschmutzt oder beschädigt im Wäsche- oder Kleiderschrank aufgehoben werden darf, zur Ausnahme beschmutzter oder beschädigter Wäsche ausschließlich je eine besondere Truhe bestimmt ist, dann werden sich gleichsam automatisch alle Verrichtungen abspielen.

Gläser, Geschirr, Besteck, Silber sind wörmöglich sofort nach Gebrauch wohlgeriegt aufzuheben. Jeder auch noch so geringe Schaden, sei es an Möbeln, Kleidern, Wäsche u. s. w., soll so bald als tunlich behoben werden, weil die sofortige Ausbesserung eines geringen Schadens leichter ausführbar und weniger kostspielig ist. Die Reinlichkeit hat sich auf jeden Winkel des Hauses zu erstrecken. Jedes Zimmer ist täglich zu kehren und abzusaugen. Man beginne oder lasse mit dieser Arbeit um 6 Uhr beginnen, damit die Wohnung so bald wie möglich in Stand gesetzt und gut gelüftet, im Winter auch geheizt ist. Zur Aufrechterhaltung der so hervorragend wichtigen Reinlichkeit ist (gleichgültig, ob nur ein oder mehr Dienstboten im Haus) eine genau vorgeschriebene Einteilung der Arbeit unbedingt erforderlich, weil dadurch allen Zwistigkeiten am besten vorgebeugt wird.

Nebst dem täglichen, ordentlichen Aufräumen soll außerdem jede Woche einmal abwechselnd jedes Zimmer und jeder andere Raum einer besonders genauen Säuberung unterzogen werden. Sie besteht darin, daß man nach Entfernung der Möbel, Betten, Schränke u. s. w. von ihren gewöhnlichen Standplätzen die Wände abkehrt, den Boden reibt oder bürstet, je nach seiner Beschaffenheit, etwa vorhandene Teppiche, Vorhänge, Möbel und Bettzeug klopft, Bilder, Spiegel, Schränke (namentlich oben) und die Decken abläuft. Die Fenster sollen mindestens einmal im Monat geputzt werden. Die Resingbeschläge an den Türen und Fenstern sollen allwöchentlich geputzt werden. Eßbesteck, Silbergeräte sind jede Woche durchzusehen und zu zählen, etwaige Fiede wegzu putzen und die Laden, in denen sie aufbewahrt werden, zu reinigen.

Selbstverständlich ist es daß die zur Aufbewahrung von Kleidern dienenden Schränke, besonders im Sommer, sehr rein gehalten werden müssen, um die Einwirkung von Motten hintanzuhalten. Unterlassungsünden läßt für jeden Eierkuchen erst einen Löffel Champignons in Butter auf der Pfanne leicht andünsten, gießt dann einen Schöpfloffel voll Eierkuchenteig darüber und läßt den kauen.

Teppiche sollen, nachdem sie gut geklopft sind, mit indischem Mottentpulver eingestäubt, in große Tücher eingeschlagen und fest vernadelt, ebenso Wollvorhänge, die Möbel, Bilder, Spiegel und Luster verflücht, alle Rippen und Gebrechliches weggeräumt werden.

Der tägliche Bedarf an Lebensmitteln (Fleisch, Milch, Brot, Speereien) soll in Bücheln eingetragenen und täglich nachgesehen werden. Almonatlich erfolgt die Abrechnung und Auszahlung. Auf diese Weise wird jede Hausfrau die Ueberflucht über den Geldverbrauch gewinnen.

Die täglichen kleinen Einkäufe, z. B. Gemüse, Obst, Butter u. s. w., sollen von der Köchin sofort nach dem Rückkehr vom Markte in einem eigenen Bücheln eingeschrieben und mit der Hausfrau verrechnet werden. Dadurch verhindert man, daß etwas vergessen oder unrichtig notiert werde. Wird dies veräumt, so leidet der Eine oder andere Teil Schaden; meistens die Hausfrau. Von Wichtigkeit ist es zu wissen, zu welcher Zeit bestimmte Einkäufe gemacht werden, z. B. für Kohlen und Holz die Monate Mai und Juni, sofern man g genügend Raum zum Speichern hat; für Nachbeschaffungen an Wäsche sind die Monate Januar und August die passendsten, weil die Wäsche in dieser Zeit besondere Räumungsverkäufe haben. Im Sommer, je nach der Reifezeit, ist Obst einzufrieden, Gemüse zu präferieren.

Jede Hausfrau sollte sich das Sprüchwort: „Mit vielem häit man aus, mit Wenigem kommt man aus“ vor Augen halten; denn selbst der Besitz eines großen Vermögens wird gefährdet durch Verschwendung, Großtun, Puffsucht und unvernünftige Wirtschaft. Dagegen kann durch vernünftiges Mahhalten ein kleines Einkommen am Jahresabschlusse mit einem Ueberschusse schließen.

Für die Küche.

Semmelputting. Die Rinde von sechs Schrippen, wird abgerieben, die Krume in wenig Milch eingeweicht, 75 Gramm Kunstbutter werden zu Sahne gerieben, eingeweichte Semmel, fünf Eßlöffel Zucker, ein Vanillinzucker, einige Rosinen, gelbene Mandeln, das Eigelb von zwei frischen Eiern und zwei Eidottererlag gründlich damit vermengt und zum Schluß das zu Schnee geschlagene Eiweiß durchgezogen. Eine Auflaufform wird mit Butter bestreicht, mit geriebener Semmel bestreut, die Masse eingefüllt und im Ofen gut 3/4 Stunden gebacken. Man gibt eine Frucht- oder Rosineinteute dazu.

Gekochte Schollen (Kornern) mit Korinthentunte. Die Schollen, die sehr sorgfältig geschnitten an der Seite ausgenommen, gewaschen und abgetrocknet sein müssen, werden mit Salz bestreut und in wenigem Wasser (es darf nur mit den Fischen gleichstehen) gar gedämpft. Dann nimmt man sie heraus und bereitet von einer hellgelben Mehlbrei eine ebene Tunte, wozu diese mit etwas weichen Pfeffer, Salz, auch mildem Essig oder Zitronensaft, und fügt zuletzt ein paar Löffel gereinigtes, in etwas Wasser auf heißer Herdplatte aufgequellte kleine Rosinen oder Korinthen bei. Man läßt die Schollen in der Tunte noch durchziehen und gibt Salzkartoffeln dazu.

Saure Bohnen. Die weichen, möglichst feinkaligen Bohnen werden gewaschen, abgetropft, über Nacht in kaltes Wasser gelegt und mit diesem Wasser langsam weichgekocht. Man kann die weichgekochten Bohnen auch durch ein Sieb rühren, da sie als Mus ohne Hülsen leichter verdaulich sind. Dann gibt man zu den Bohnen oder dem Bohnemus etwas Salz, etwas Kunstbutter und etwas weichen Pfeffer, rührt gut um, verkocht das Gemüse, wenn nötig, mit etwas Butter oder Kunstbutter, geröbunstem Mehl und würzt mit etwas mildem Essig, noch besser mit Zitronensaft, und feingehackter grüner Petersilie.

Eierkuchen mit Champignons o n z. Man rechnet auf jede Person 2 Eier oder auch bei mehreren Gerichten auf zwei Personen 3 Eier und auf je 3 Eier zwei Champignons. Die Champignons werden gut geputzt, gewaschen, abgetropft, in feine Scheiben geschnitten und in Butter und etwas gehackter Petersilie gar gedünstet. Die Eier werden mit Salz, einer Prise Pfeffer und einer kleinigkeit Mehl gut verquirlt, dann füllt man die geschnittenen, gedämpften Champignons dazu und läßt auf flacher Pfanne in zerlassener Butter mittelstarke Kuchen auf beiden Seiten goldgelb, die flach oder zumammengerollt oder auf erwärmter Schinffelle aufgetragen werden. Auf andere Weise gibt man die Pilzschiben nicht in die Eiermasse, sondern läßt für jeden Eierkuchen erst einen Löffel Champignons in Butter auf der Pfanne leicht andünsten, gießt dann einen Schöpfloffel voll Eierkuchenteig darüber und läßt den kauen.

Gemüsesuppe. Zu dieser kräftigen und gesunden Suppe kann man alle Gemüsesorten verwenden. Es kämen hauptsächlich in Betracht: Weißkraut, Wirsing, Möhren, Kohlrabi, Sellerie und Zwiebeln. Was man nicht hat, läßt man weg. Alle geputzten und gewaschenen Gemüse werden klein geschnitten und in wenig Fett oder ausgelassenem Speck kurze Zeit gedämpft. Dann rührt man 1 bis 2 Eßlöffel Mehl darunter, salzt die Suppe und gießt so kochendes Wasser daran. Wenn die Gemüsesuppe fast ganz weich sind, tut man geschälte, in Stücke geschnittene Kartoffeln in die Suppe. Die fertige Suppe kann man noch durch gehackte Petersilie verfeinern.

Punschorte. Sechs Unzen Butter wird mit 12 Eidottern und sechs Unzen Zucker, an dem man die Schale einer ganzen Zitrone abgerieben hat, zwanzig bis dreißig Minuten gerührt. Hierauf mischt man sechs Unzen Stärkemehl und den feinsten Schnee der zwölf Eiweiße darunter und läßt in zwei gut gebutterten, mit Mehl bestreuten Tortenformen je einen fingerdicken Tortenboden bei mäßiger Hitze. Nach dem Erkalten werden die Böden mit Apfelsinenmarmelade befrücht, aufeinandergelegt, mit einer Punschglasur überstrichen und mit Zuckerhup gebacken Apfelsinenstücken, Kirscheln und geschnittenen Pistazien verziert.

Sauerampfer Suppe. Etwa ein Pfund Sauerampfer wird nach gründlichem Waschen und Waschen in ungefähr 1 Quart Wasser weich gekocht und durch ein Sieb gerieben. Darauf quirlt man ein halbes Quart saure Sahne, ein halbes Quart süße Milch mit zwei Löffeln Mehl zusammen, kocht dieses mit dem Sauerampfer auf und giebt die fertige Suppe mit zwei Eidottern ab. Man richtet sie über verlorenen Eiern und gerösteten Semmelwürfeln an.